

Nr. 188. **Bromberg, den 16. September** **1927.**

Die Fahrt der Springflower.

Roman von Edmund Sabott.

Die „Springflower“ sollte am 16. September von San Franzisko aus in See gehen. Ein ganzes Bataillon von Reportern, Filmleuten und Photographen hatte sich ein Stelldichein gegeben, um der Ausfahrt beizuwohnen. Sie füllten den Kai, an dem die „Springflower“ vertäut war und machten sich gefechtsbereit, um in jedem Augenblick das Schnellfeuer aus ihren optischen Linsen zu eröffnen.

Es war weder das Schiff selbst, noch eigentlich auch die Reise der „Springflower“, wodurch die Zeitungsleute in solchen Scharen nach San Franzisko gelockt worden waren. Über die „Springflower“ selber, dieses Überluxusschiff erster Ordnung, das gebaut worden war, um ausflugslustigen Mitgliedern der „oberen Vierhundert“ Gelegenheit zu einem geselligen Beieinandersein in der Stille der Ozeane zu geben, war nicht mehr viel zu sagen. Das war schon geschehen, als die „Springflower“ von der Reederei in Seattle ihre Probefahrt nach Frisko gemacht hatte, woran ein ganzes Rudel von Berichterstattern teilgenommen hatte. Sämtliche Zeitungen der Staaten waren damals voll der maßlosen Bewunderung gewesen über den unerhörten, niemals gesehenen, märchenhaften Luxus, den erfinderische Geister in dieses Schiff hineingezaubert hatten. Keinem gewöhnlichen Sterblichen würde es je vergönnt sein, auf der „Springflower“, diesem ureigenen Sitz der Dollarkönige, einen auch nur bescheidenen Ausflug zu machen.

Auch über die Ziele dieser ersten großen Überseereise des Schiffes wäre nichts zu schreiben gewesen, was die ganzen Staaten hätte aufhorchen lassen können. Eine harmlose Studienreise, weiter nichts. Das Schiff sollte Sala-Y-Gomez und die Osterinseln anlaufen, dann hinüberwechseln zu dem Polynesischen Archipel und weiter über die Sundainseln nach Indien. Nichts Ungewöhnliches also. Es galt weder große Gefahren zu bestehen, noch große Entdeckungen zu machen.

Nein, die Neugier der Staaten galt nicht dem Schiff, galt noch weniger der Reise selbst; sie galt ganz allein den Teilnehmern an dieser Reise, galt den dreißig oder vierzig Dollarprinzessinnen, die unter Führung des Professors Lispenard, eines berühmten Spezialisten für Ozeanographie, jene sagenhaften Inseln in der Südsee besuchen wollten. Die Damen waren Studentinnen der Universität zu Boston und gleichzeitig Trägerinnen jener berühmten und berüchtigten Namen, die auf den Schlachtfeldern der Wirtschaftskämpfe und der Finanzkriege Ruhm und Glanz gewonnen hatten.

Da waren, um nur ein paar Namen zu nennen, Ivy Schuyler, deren Vater halb Manhattan sein eigen nannte; Mae Irwin, die Tochter des Baumwollkönigs aus New Orleans, Mary Rantoul, deren Vater unumschränkte Herrschaft ausübte über Dreiviertel aller Eisenbahnen in den Staaten, da war vor allen Dingen Gwendoline Dolan, die „tolle“ Gwennie, die Tochter des reichsten Mannes der Welt. Ihr Vater, Andrew S. Dolan, der Flugzeugkönig und Hauptaktionär der Vereinigten Aero-Lines, war jener geheimnisvoll gewaltige Mann, dem es im Verlauf von einem knappen Jahrzehnt gelungen war, fast ganz Amerika von Alaska bis hinab nach Punta Arenas mit einem dichten Netz von Flugzeuglinien zu überziehen. Sein Verdienst war es, daß man heute in guten achtundvierzig Stunden von London nach Newyork, in noch kürzerer Zeit von Newyork nach Frisko kommen konnte.

Eine Parade der reichsten Frauen der Welt! Und die amerikanische Presse entsandte zur Huldigung ihre Vertreter. Sie waren in Scharen gekommen; und sie wären in noch größeren Scharen gekommen, wenn sie geahnt hätten, wie gegen alle Erwartung abenteuerlich diese erste Fahrt der „Springflower“ verlaufen sollte.

*

In Sancelito, San Franzisko gegenüber, von diesem durch das Goldene Tor getrennt, liegt in ländlicher Stille und Einsamkeit eins der zahlreichen Landhäuser Andrew S. Dolans. Es ist dies ein niedriger weitläufiger Bau mit großer Säulenvorhalle, die nicht gerade sehr stilgerecht wirkt. Aber das Haus liegt blitz und blank, weiß und hell an einem der abfallenden Hügel, nicht weit von den Klippen entfernt, an denen sich die Wellen des Pazifik brechen. Ein weiter Obstgarten umgibt es, und darinnen reifen die köstlichen und erlesenen Früchte, die dem Herrn dieses Hauses in seinem Palast in der Fünften Avenue zum Nachtisch aufgetragen werden.

Vor vier Tagen war Gwennie Dolan in dieses Haus eingekehrt. Sie hatte ihre Koffer gepackt, deren Abtransport zum Schiff beaufsichtigt, war dann und wann auf ihrem kleinen weißen Ponny in der Umgegend des Hauses umhergeritten und wartete nun, zwei Stunden vor Abfahrt der „Springflower“ in dem großen Empfangsraum des Hauses auf Frank Hull, um Abschied von ihm zu nehmen.

Frank Hull kam nicht. Es ging stark auf vier Uhr, und Kapitän Peacock hatte telephoniert, daß das Schiff pünktlich um fünf Uhr den Hafen verlassen müsse.

Gwennie sah durch das Fenster auf die lange schnurgerade Straße hinab, aber von Frank Hull keine Spur, und er war sonst ein Muster der Pünktlichkeit.

Gwennie zürnte ihm nicht; sie fürchtete nur, daß diese Abschiedsstunde gar zu kurz bemessen sein würde. Und als er dann doch kam, flog sie ihm mit der ganzen stürmischen Hingabe um den Hals, die das lange Warten in ihr erzeugt hatte.

Jeanette, die kleine zierliche Zofe, die in alles eingeweiht war, was ihre Herrin anging, zog sich lautlos zurück.

„So spät, Frank?“ sagte Gwennie mit leisem Vorwurf.

Er bat: „Sei nicht böse! Ich bin drüben aufgehalten worden und konnte natürlich nicht sagen, daß es Gwennie Dolan ist, die mich erwartet.“

Er sprach anders als sonst. Seine Stimme hatte nicht den gewohnten munteren und frischen Klang, und als sie nun einander gegenüber in den zierlichen Rohrsesseln Platz genommen hatten, fragte Gwennie teilnahmsvoll: „Was hast du, Frank? Abschiedsstimmung?“

„Ja, Gwennie, *auch* Abschiedsstimmung.“

„Ich bin in vier Monaten wieder zurück", tröstete sie ihn. „Aber was hast du noch auf dem Herzen, wenn dich nicht allein die Abschiedsstimmung so trübe macht? Was gibt es sonst noch?"

Er wollte nicht recht mit der Antwort heraus und machte eine wegscheuchende Bewegung mit der Hand, was sie nicht gelten ließ.

„Du mußt mir erzählen, Frank!"

Aber da er keine Anstalten dazu traf, und da sie auch ohnehin wußte, was ihn bedrückte, fuhr sie sogleich eifrig fort: „Ach, daß du dir doch diese lächerlichen Sorgen nicht aus dem Kopf reden läßt! Wer soll uns beiden was dreinzureden haben, Frank? Wir sind uns gut — und das kümmert keinen Menschen, auch nicht meinen Papa — — —"

Er wollte etwas dazwischenrufen, aber sie schnitt ihm das Wort ab: „Nein, es kümmert ihn nichts, wenn du auch nichts weiter bist als einer von seinen hunderttausend Angestellten."

„Dein Herr Papa wird anderer Ansicht sein!"

„Naja — jetzt noch, wo er dich nicht kennt. Aber er wird dich kennen lernen und dann einsehen, daß ich mich niemals besser hätte entscheiden können." Sie machte eine Pause und fügte dann schnell, nicht ohne Schuldbewußtsein hinzu: „Überhaupt, ich habe schon längst mit ihm gesprochen!"

Er hob in hellster Überraschung den Kopf, dann machte er ein Gesicht wie einer, dem eine längst schon vorausgesehene schlechte Nachricht endlich bestätigt wird.

„Ah — du hast also mit ihm gesprochen? Nun, dann wird mir allerdings einiges klar — — —"

„Was wird dir klar?" fragte sie gespannt und ängstlich.

„Nun, meine liebe Gwennie, damit du weißt, wie freudig bewegt dein Herr Papa deine Aufklärungen entgegengenommen hat, will ich dir sagen, daß die Folge dieser Aufklärung meine Versetzung nach Manila auf den Philippinen ist. Er schickt mich ins Pfefferland. Bisher habe ich mir diese Strafversetzung nicht erklären können; jetzt aber fallen mir endlich die berühmten Schuppen von den Augen, und ich weiß, weshalb ich in Zukunft auf den Philippinen die Postflugzeuge fahren darf, und du, Gwennie, hast einen Beweis dafür, wie sehr mir dein Vater wohlwill."

Gwennie schwieg betroffen und wurde rot. Aber dann setzte sie sich mit der ganzen Unbekümmertheit ihrer neunzehn Jahre über alle Hindernisse hinweg, die ihr und Frank in den Weg gelegt werden sollten.

„Laß' mich nur erst zurückkommen, Frank! Du wirst dann sehen, daß ich Pa klein kriege. Ich hab' ihn sehr lieb, und es tut mir leid, ihn quälen zu müssen, aber ich habe dich noch lieber, und es ist Unsinn, barer Unsinn, wenn er dich zurückweist, bloß, weil du nur einer von seinen Piloten und nicht einer seiner Aktionäre bist!"

„Und wenn du ihn nicht kleinkriegst?"

„O lala," antwortete sie überheblich, „ich bin ohne Sorge, und wenn *du* dir Sorge machst, Frank, wenn *du* den Kopf hängen läßt, so sage ich dir heute schon, daß du kein einziges Lebenszeichen von mir bekommen wirst während meiner ganzen Reise. — Übrigens — wann gehst du nach Manila?"

„Es steht noch nicht fest, es kann ein Vierteljahr darüber hingehen."

„Vorläufig hast du also noch den Dienst zwischen Newyork und Chikago?"

„Ja, Gwennie."

„Gut. Es wird sich schon was finden, und ich gebe dir mein Wort darauf, daß du *nicht* nach Manila gehst. Ich werde bei Pa anfragen, und gibt er nicht nach, so bekommt er stündlich ein Telegramm von mir, bis es ihm zuviel wird. Also laß den Kopf nicht hängen, Frank, es ist Unsinn! Es paßt auch gar nicht zu dir!"

Das Kopfhängenlassen paßte wirklich nicht zu Frank Hull.

Er ließ einige Zeit des Schweigens vergehen, dann sagte er so zärtlich, wie es ihm nur möglich war: Sieh mal, Gwennie, du weißt, daß ich dich liebe, und daß ich dich gern gehabt habe, vom ersten Tag an, als ich noch gar nicht wußte, daß du Gwennie Dolan warst — — —"

Sie lachte in der Erinnerung an den Tag, da sie ihn kennen gelernt, und er sie für eine kleine Stenotypistin gehalten hatte.

Als er nun nicht fortfahren wollte zu sprechen, fragte sie: „Ja, was willst du denn eigentlich sagen?"

Er stockte. Niemals hatte er recht verstanden, mit den Worten umzugehen, und so fiel er jetzt mit der Tür ins Haus.

„Wäre es nicht das beste, Gwennnie, wir sähen uns nicht mehr wieder? Diese Reise — sie ist der beste — — — Trennungsstrich. Sieh mich nicht so an, Gwennie, es ist mir ernst. Es fällt mir schwer, dir das alles zu sagen, aber, weißt du, seit ich mich nun immer und ewig mit all diesen Wirrnissen und Zweifeln umherschleppen muß, mit dieser elenden Geheimniskrämerei — ach, es ist ganz unerträglich, Gwennie! Wärest du doch nicht Gwennie Dolan, sondern irgendein kleines Mädel, das sich ihr Geld verdient, indem es Schreibmaschine klopft, eine Verkäuferin im Warenhaus, eine Arbeiterin — alles wäre mir lieber als die Milliarde deines Herrn Papa!"

Gwennie hatte ihn aussprechen lassen, aber dann lachte sie ihn schallend aus.

„Du wirst nie ein hundertprozentiger Amerikaner werden, Frank! Du stehst mit dem Dollar auf zu schlechtem Fuß. Niemals wirst du ableugnen können, daß dein Großvater noch die Dampfer zwischen Linz und Wien gefahren hat und Hullinger hieß. Du hättest deinen Namen nicht abzukürzen brauchen — dir glaubt ja doch keiner den Amerikaner. Versuche nicht das am untauglichen Objekt. — Aber gerade deshalb, du große, lieber Junge, muß man dir so gut sein!"

Sie strich ihm über das kurzgehaltene braune Haar, hob sein Gesicht empor, indem sie ihre Hand zärtlich unter sein Kinn legte und sagte: „Was du da geschwätzt hast, Frank, ist Unsinn, und wenn du es noch einmal wiederholst, so bekommst du es mit mir zu tun. Mucke nicht auf! Ich bin in einem Vierteljahr, spätestens in vier Monaten, wieder zurück. Und dann, Frank, so wahr ich dir jetzt einen Kuß gebe, dann gibt's Verlobung — auch auf die Gefahr hin, daß Pa aus dem Häuschen gerät, und daß die Staaten auf dem Kopf stehen! Hough, ich habe gesprochen!"

Und sie drückte ihm einen schallenden, übermütigen Kuß mitten auf den Mund.

‚Aber nun wollen wir nicht mehr davon sprachen, Frank. Nun lach einmal!"

Er mußte wirklich lachen, als er in ihr rosiges Gesicht blickte, das durch nichts um seinen heiteren, lebenslustigen Ausdruck gebracht werden konnte.

Sie hatte wieder Platz genommen, und man sah es ihr an, daß sie mühsam nach der Überleitung zu einem anderen Gespräch suchte. Sie schaute ein wenig ratlos drein, wippte mit ihren Füßen, die in weißen Schuhen steckten, ungeduldig hin und her und schaute dabei Frank unverwandt an. Plötzbegann sie wieder zu lachen, und der schweigende Frank, der schon wieder in unverbesserlicher Weise seinen trübsinnigen Gedanken nachhing, sah sie mißbilligend und verstndnislos an.

„Worüber lachst du?" fragte er.

„Ach, ich muß an Ivy Schuyler denken."

„Und was gibt es dabei zu lachen?"

Sie machte im Augenblick ein ernsthaftes Gesicht und rückte so nahe an ihn heran, daß ihre Knie sich berührten.

„Ich muß dir etwas anvertrauen, Frank, was mit Ivy zusammenhängt, und du bist der einzige Mensch, der es erfahren soll. Aber du darfst auch nicht darüber sprechen, wenigstens nicht, solange die „Springflower" noch in amerikanischen Gewässern schwimmt."

„Ja, ja! Was ist denn aber mit Ivy Schuyler?" fragte er und wurde allmählich neugierig.

„Die arme Ivy ist verliebt — — —"

„Auch so unglücklich wie wir beide?"

„Rede nicht, Frank! Wir beide sind *glücklich* verliebt! Nein, aber mit der armen Ivy hat es etwas ganz anderes auf sich. Also, du kannst dir gar nicht vorstellen, wie schrecklich vernarrt das kleine Ding ist, ganz umgewandelt, und in letzter Stunde wollte sie sogar noch ihre Mitreise absagen Sie konnte es nicht übers Herz bringen, sich von „ihm" zu trennen."

„Na und?"

„Sehr einfach — „er" kommt mit!"

„Der junge Mann hat Glück! Hahn im Korbe! Ganz allein bei euch?"

„Nein, lieber Frank, das ist ja eben das Geheimnis: er kommt nicht allein mit, sondern schleppt ein ganzes Rudel Freunde auf die „Springflower". Es ginge ja wohl auch nicht gut, daß er allein kommt. Ivy hat mich händeringend gebeten, ich solle es erlauben, und die anderen haben mir ebenfalls mit Bitten und Flehen in den Ohren gelegen, namentlich Mary Rantoul, die ja immer darauf brennt, sich etwas ganz Besonderes zu leisten. Es sei doch schließlich so langweilig, wenn wir allein blieben mit dem guten Professor und seinem Sohn, der auch nicht gerade das Muster eines unterhaltsamen jungen Mannes sein soll. Es gab noch Schwierigkeiten mit Kapitän Pegcock, weil der nicht vorbereitet war auf so viele Gäste. Schließlich ging auch das, und nun werden wir also in Gesellschaft reisen."

„Warum macht ihr denn aber davon ein solches Geheimnis?"

Gwennie kicherte.

„Die Herren sind samt und sonders von zu Hause ausgerückt!"

Sie sah ihn belustigt an, als er ein verblüfftes Gesicht machte, und fügte dann, von Lachen unterbrochen, schnell hinzu: Du mußt nämlich wissen, Frank, daß Ivy Schuylers Liebster ein Lord Hurcogate ist, der in Oxford studiert und

nur ganz zufällig in Newyork war, wo ihn die gute Ivy beim Polo kennen gelernt hat. Er soll ein glänzender Spieler sein. Und hübsch ist er, Frank! Ein wenig zu hübsch für meinen Geschmack. Weißt du, so einer, der auch in Hollywood in den kitschigsten Films seinen Mann stehen würde. Nun, kurz und gut, Lord Hurrogate ladet seine Freunde ein. Der ganze englische Hochadel scheint ihm befreundet. Er bringt einen Herzog von Ellisburne mit, einen Lord Pearsonby, ich glaube sogar einen indischen Fürsten. Sie sind ausgekniffen aus Oxford, mußt du wissen, bei Nacht und Nebel, kein Mensch weiß etwas davon. In strengstem Inkognito sind sie hergekommen, und es wird drüben in England bei den ehrenwerten Herren Papas und den Frau Mamas ein Hallo geben, wenn man den Streich erfährt. Ivy rief mich gestern abend noch an: Hurrogate und seine Freunde sind heute nacht eingetroffen und gleich in aller Frühe an Bord gegangen. Es darf kein Aufsehen geben. Denn der Kai wird ja belagert. Ein ausgezeichneter Spaß, nicht wahr? Was sagst du dazu? Bist du eifersüchtig, Frank?"

Er schüttelte lachend den Kopf.

„Ich bin nicht eifersüchtig, Gwennie. Viel Vergnügen wünsche ich euch allen, namentlich der kleinen Ivy. Ein Lord — das ist ja immerhin schon was." Dann lachte er hell auf. „Eine schöne Studienreise, die ihr da macht; es wird so was Ähnliches wie eine Verlobungsreise geben, denke ich. Glück auf!"

Gwennie lachte in sich hinein, und man sah es ihr an, daß sie sich diebisch darauf freute, an dieser Fahrt und an diesem Streich teilzunehmen. Es schmeichelte ihr sogar, in der Gesellschaft so hochedler junger Leute zu reisen. Aber als sie das aussprach, lachte Frank sie aus.

Sie ließ seinen Spott gelten, weil es ihr selber lächerlich vorkam, daß ihr die Lords und Herzöge, deren Bekanntschaft sie machen sollte, als etwas Besonderes erschienen. Um aber nicht von neuem seinen Spott herauszufordern, lenkte sie ab: „Reist du bald wieder zurück nach Newyork?"

„Ja, Gwennie, fünf Tage Urlaub waren das höchste der Gefühle."

„Du Armer!"

Dann begann sie von der Reise selbst zu sprechen und entwickelte dabei überraschende Kenntnisse über die Ozeanographie des südlichen Pazifik. Sie war eine eifrige Schülerin Professor Lispenards gewesen.

Die beiden waren noch ganz vertieft in ihr Plaudern, als es klopfte. Jeanette, die Zofe, steckte ihr sorgfältig frisiertes Köpfchen zur Tür herein und richtete aus, daß nur noch eine halbe Stunde bis fünf Uhr fehle.

„Sie bläst zum Aufbruch, Frank", sagte Gwennie, und in ihre lichten, blauen Augen kam zum ersten Male während dieser Abschiedsstunde ein etwas trauriger Schimmer. Sie erhob sich.

„Nun müssen wir uns noch einen ordentlichen Kuß geben, Frank, einen ganz langen und festen, und dann mußt du gehen, wenn du aber den Kopf hängen läßt, Frank, dann gibt es was! Verstehst du?"

„Ja, Gwennie!"

„Nun gut, und damit du auch immer an mich denkst Frank, will ich dir zum Abschied etwas schenken, und auch von dir will ich etwas haben!"

Er erschrak. Was sollte er Gwennie Dolan schenken? Aber sie hatte sich wohl diesen Gedanken mit den Abschiedsgeschenken schon längst vorher zurechtgelegt, denn sie zog zugleich einen der Ringe ab, die sie an ihren Fingern trug, und nahm Frank Hulls Hand in die ihre. Er ließ es sich bestürzt gefallen, daß sie ihm den Ring auf den kleinen Finger steckte, wo er gerade noch mit genauer Not paßte.

„Aber Gwennie, solch kostbarer — — —"

„Du bist ein Narr, Frank! Glaubst du, ich geb ihn dir, weil er kostbar ist? Ich habe den Ring gern, und deshalb geb ich ihn dir. Mein Name ist darin eingraviert, das hab ich eigens für dich jetzt machen lassen. Du sollst dich darüber freuen!"

„Ich tus ja auch, Gwennie!" erwiderte er und küßte ihr die Hand. Als er sich wieder aufrichtete, sagte er mit komischer Verzweiflung: „Und ich? Was kann ich dir geben? Ringe hab ich nicht zu verschenken, und meine vernickelte Armbanduhr muß ich schon behalten. Hätte ich doch wenigstens lange Locken statt dieses mikroskopischen Scheitels!"

„Pfui, Frank du sollst keine Witze machen über unsere Abschiedsgeschenke!"

„Verzeih, Gwennie, aber ich weiß wahrhaftig nicht, was ich dir geben soll."

Sie wandte sich heftig und ein wenig schmollend von ihm ab. Dabei streifte ihre Hand seine Tasche. Etwas Hartes fühlte sie darin. Es war sein Revolver.

Sie stand im Augenblick wieder dicht vor ihm.

„Du mußt mir deinen Revolver schenken, Frank, hörst du? Das ist doch sogar ein bißchen romantisch, nicht wahr? Ich trete eine Reise an in wilde Länder" — Frank lächelte spöttisch — „komme vielleicht sogar unter die Menschenfresser; und zum Schutz gibts du mir deinen Revolver mit. Das ist doch herrlich, Frank, nicht wahr?"

Welch ein großes Kind die neunzehnjährige Gwennie Dolan war! Man konnte ihr keinen Wunsch abschlagen, und Frank gab ihr seinen Revolver.

„Er ist doch hoffentlich auch geladen, Frank?"

„Ja, Gwennie, mit sieben Schuß. Und hier" — er faßte in seine Tasche — „hast du auch noch den zweiten Ladestreifen. Darin stecken noch einmal sieben Schuß. Nun kannst du einem guten Dutzend Menschenfressern das Lebenslicht ausblasen. Schieß dich aber nicht selbst dabei tot. Weidmannsheil!"

Sie lachten beide, und Gwennie rief: „Wenn du lachst, Frank, lieb ich dich noch hundertmal mehr! Ach, man soll es den Männern wohl nicht sagen, aber dir muß ich es sagen, Frank: du bist ein hübscher und lieber Kerl! So, nun geh hin und platze vor Eitelkeit! Gwennie Dolan hat dir gesagt, daß du hübsch und lieb bist; sie hat es noch keinem gesagt." Dann zog sie seinen Kopf zu sich herab und flüsterte ihm heiß ins Ohr: „Sehnsucht werde ich nach dir haben, Frank, schreckliche Sehnsucht! Und das wird so schön, so schön sein, Frank! Und weil kein Mensch davon weiß, werde ich mit keinem zu teilen brauchen! Ich habe dich lieb, Frank! Ich habe dich ganz schrecklich lieb!"

Sie küßte ihn, wobei sie seinen Hals so eng umschlang, daß sie ganz und gar an ihm hing und ihre Füße nicht mehr den Boden berührten.

„Muß ich mich schämen, Frank, daß ich dich so küßte?" fragte sie schuldbewußt, als sie mit schlaffen Armen wieder vor ihm stand. Aber ihre Augen blitzten auf, und sie gab sich gleich selber eine Antwort: „Ach was, es ist Abschied, und wir sind keine Ladestöcke!"

Frank wollte antworten, aber in diesem Augenblick war es ihm, als huschte ein Schatten über den grünseidenen Vorhang, der vor das Fenster gezogen worden war. Er blickte schnell und mißtrauisch hinüber, aber er sah nichts Verdächtiges, keinen Lauscher.

Gwennie hatte überhaupt nichts bemerkt.

„Nun mußt du gehen, armer Frank," sagte sie, „und die arme Gwennie muß an Bord der „Springflower" zu den Lords und den Herzögen. — Wir wollen einander nicht vergessen, Frank, sondern immer daran denken, daß die schönste Zeit erst kommen wird, wenn ich wieder zurück bin. Nicht wahr, Frank? Hier in Saucelito sehen wir uns wieder und küssen wir uns wieder!"

„Ja, Gwennie!"

Sie reichte ihm die Hand, ihre weiche warme Hand, und Frank drückte einen langen Kuß darauf. Dann bot sie ihm noch einmal ihren Mund.

„Leb wohl, Frank!"
„Leb wohl, Gwennie!"
In beider Gesichter war ein Lächeln
Und Frank Hull ging.

(Fortsetzung folgt.)

Spanienreise.

Von Friedrich Just.

3.

Spanien und die Spanier, auch etwas von der schönen Spanierin.

Erst an der Länge der Eisenbahnfahrten habe ich gemerkt, wie groß Spanien ist. Von Málaga bis Granada sind es 192 km, von Granada bis Córdoba 247 km, von Córdoba bis Sevilla 131 km, von Sevilla bis Madrid 573 km, von Madrid bis Medellín (Estremadura) 408 km, von Madrid bis Barcelona 686 km. Spanien ist mit 500 000 qkm größer als das Deutschland des Versailler Gewaltfriedens. Die Einwohnerzahl beträgt aber nur 21,3 Millionen. Das kommt zunächst daher, daß Spanien nicht durchweg das fruchtbare und schöne Land ist, wie man's sich ausmalt. 48 Prozent des Bodens ist unbebaut. Nur im Süden gibt es zusammenhängende Oliven-, Orangen-, Feigen- und Zitronengärten, Palmen- und Zypressenhaine. In der Mitte und im Westen sind große Striche eine einzige Einöde.

Spanien ist trotz der Abgeschlossenheit der iberischen Halbinsel keine einheitliche Größe. Einzelne Landschaften mit verschiedenem Charakter setzen es zusammen: das Alpengebiet von Asturien und Galizien, die wasser- und baumlose Wüste von Aragonien u. Navarra, das vom Mittelmeerklima befruchtete Katalonien, die baumlose Hochöde von Alt- und Neukastilien, die Schafweiden von Estremadura, die Oasenkultur von Valencia und Murcia und das Paradies Andalusiens.

Wenn man in Madrid Schlittschuh läuft, blühen in Sevilla die Rosen. Während meiner Reise geht man in Andalusien an die Ernte, und in Kastilien beginnen die Kastanien zu blühen. Man kann vom Norden nach Süden und umgekehrt alle Wärmegrade vom Eis der Pyrenäen bis zur Gluthitze des Saharahauchs kosten. Auch kann man die Bäume der verschiedensten Zonen finden von der nordischen Rüster bis zur tropischen Dattel und Kaffeebaum.

Man muß also betonen: Fern im Süd das schöne Spanien.

Abgesehen von dem paradiesischen Süden hat die spanische Landschaft einen Zug des Großzügigen und Großartigen, aber großartiger Herbe. Groß ist auch die Einöde. Es fehlt die Lieblichkeit unserer Gebirge, Flüsse und Heiden. Eintönige, zersägte, baumlose Gebirge... keine Seen... Heiden ohne Strauch und Tümpel... Flüsse ohne Uferhöhen und Weidensaum... erhaben aber dabei die Monotonie des großen Geländes. Die Städte sind wie Oasen in der Wüste. Wer sich z. B. Sevilla umgeben denkt von einem paradiesischen Fruchtlande, der kennt Spanien nicht. Nur Málaga und Granada liegen inmitten von Weingärten und Olivenwäldern. Einzelhöfe gibt es außer im regenreichen Nordwesten und im bewässerten Süden gar nicht. So muß man die Edelsitze der Granden auch in den Städten suchen.

Freilich könnte bei besserer Wirtschaft viel mehr Fruchtland dem Boden abgewonnen werden. Das ist nämlich eine Frage der Bewässerung. Wo die Noria, das Schöpfrad, auch Rosenkranz genannt, geht, da fließt Oel und Wein. Wo aber der Radbrunnen stillsteht, da setzt sich die Einöde fest.

Geschichte und Menschenschlag haben zu diesem Stillstand der Entwickelung geführt.

Von den Phöniziern, Karthagern, Römern, Vandalen, Sueven, Westgoten ist außer der Blutmischung nur wenig oder kaum etwas an Nachwirkungen zu spüren, obwohl Spanier wie Seneca, Trajan, Marc Aurel, Hadrian in der Geschichte bedeutende Rollen gespielt haben und am westgotischen Hofe in Toledo der Kampf zwischen Arianern und Katholiken ausgefochten wurde. Mit dem Jahre 711 aber beginnt die Herrschaft der Mauren und die Blüte des Landes. Córdoba ist über 300 Jahre der Mittelpunkt der gesamten mittelalterlichen Bildung gewesen. Gleichzeitig aber wogte auch der Streit zwischen Abend- und Morgenland, Asien und Afrika, Christentum und Islam. Die „Reconquista", die „Wiedereroberung", begann in den unzugänglichen Alpentälern des Nordens, blühte mit den Romanzen des „Glaubenshelden" Cid (Herr) Campeador (Kämpfer), der freilich geschichtlich als Ruy Diaz de Vivar ein schlauer, selbstsüchtiger und untreuer Raubritter war, und endete mit dem Aufpflanzen der Kreuzesfahne auf der Alhambra durch „die katholischen Könige" Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragonien. Um nach der äußeren Befreiung und Einigung Spaniens auch innerlich eine Einheit und Reinheit des Glaubens und der Rasse zu gewährleisten, ordnete Isabella die Vertreibung der Juden und Mauren an, und die von ihr eingeführte Inquisition vollendete mit Folter und Scheiterhaufen das Werk der „Reinhaltung des Glaubens". Aber gerade die christliche Wiedereroberung mit ihren Maßnahmen zur Reinerhaltung hat die Blüte des Landes vernichtet. Einmal wurden mit den Mauren und Juden die kenntnisreichsten, betriebsamsten und fleißigsten Leute vertrieben. Nicht nur die Wissenschaft hörte auf, sondern auch die Bewässerung des Bodens. Zudem wurde durch die Inquisition jede Regsamkeit unterbunden, und die Kirche brauchte sich nicht durch geistigen Dienst am Volk die überragende Stellung zu erringen.

Die Entdeckung Amerikas durch Columbus und die Eroberung von Mexiko durch Cortez und von Peru durch Pizarro brachten wohl Silber und Gold ins Land und ließen im Reiche des spanischen Königs die Sonne nicht untergehen, aber sie waren für das Mutterland nur eine ungenützte Episode. Vor allem auch deswegen, weil die Könige Karl I. (V.), der deutsche Kaiser der Reformationszeit, und Philipp II. die große Bewegung der Geister und des Glaubens mit der ungeistigen und widergeistlichen Waffe der Inquisition niederschlugen. Die Kirche ist noch in Spanien die Hüterin der Einheit des Glaubens und Volkes, aber nur als Sammlerin unermeßlicher Schätze, nicht als Triebkraft des Lebens. 1/3 des gesamten Volksvermögens, an Land und Geld, gehört der Kirche. Ich habe nirgends so prächtige Kirchen und Kirchenschätze gesehen als in Spanien. Auf 244 Einwohner kommt ein Geistlicher, man zählt 40 000 Nonnen und 10 630 Mönche. Dabei konnten bei der Zählung von 1910 von der Gesamtbevölkerung nur 33,4 Prozent lesen und schreiben. Die Protestanten spielen mit ihren 15 000 Seelen keine Rolle.

Alle Maßnahmen zur Reinhaltung des Glaubens haben nicht verhindern können, daß semitisches Blut von Mauren und Juden in den spanischen Adern fließt oder vielmehr mehr oder weniger herrscht. Denn der Spanier ist eine Mischung von allen den Völkern, die durch sein Land zogen, Iberern, Römern, Germanen, Mauren. Je nach der Blutmischung sind auch die einzelnen Stämme voneinander verschieden. Man kann vom Spanier schlechthin gar nicht sprechen, sondern muß die Basken, Gallegos, Katalanen, Kastilier und Andalusier besonders und zusammen nehmen. Der Katalane z. B. spricht eine andere Sprache als die anderen, das Katalanische, und in Barcelona sind alle Straßenschilde zweisprachig.

Darum ist es auch schwer, zu entscheiden, ob der Spanier zu Europa oder Afrika gehöre. Zu Afrika? In Madrid ist der Wasserhahn meines Zimmers in Unordnung. Der Portier, ein Schweizer, läuft im ganzen Hotel herum, um Abhilfe zu schaffen. Mehrere Leute kommen und basteln, reden und gehen wieder weg, aber der Hahn bleibt undicht. Schließlich zuckt der Portier mit den Achseln. „Bei uns in Europa würde so etwas unmöglich sein, aber hier ..." „Aber ist denn hier nicht Europa?" werfe ich ein. „Verehrter Herr, haben Sie noch nicht gemerkt, daß Sie in Halbafrika sind?" So wundert man sich auch nicht mehr über die Geruhsamkeit und das Zeittotschlagen, die Genügsamkeit bei Brot, Knoblauch, Oel, Gitarre und den Bettel. Auf 219 Einwohner rechnet man 1 Berufsbettler. Dazu kommen noch die Gelegenheitsbettler, so daß man wenigstens im Süden die Spanier in zwei Klassen einteilen kann, in solche, die betteln, und solche, die angebettelt werden.

Aus Geschichte und Blutmischung läßt sich auch der Spanier begreifen.

Am Spanier fällt einem die „Haltung", die Freiheit des Auftretens und die Zuvorkommenheit auf. Es steckt etwas Ritterliches im Auftreten auch des einfachen Mannes, das, was ich Haltung nannte. Jeder fühlt sich als caballero, d. h. Ritter, Herr. Vom König an sind alle Brüder. Wenn auch neben dem Cid der Don Quijote steht und das Heldentum sich in wohlklingenden Namen und Prahlereien, im Zahnstocher erschöpft! Die Höflichkeit ist unübertrefflich. Im Eisenbahnzuge wird auch der einfachste Mann dem Mitreisenden seinen Reiseimbiß mit den Worten anbieten: „Usted gustan?", d. h. „Ist's Ew. Gnaden gefällig?" Worauf man ebenso höflich und ablehnend erwidern muß: „Muchas gracias, que aproveche!", d. h. „Vielen Dank! Wohl bekomm's!" Aber wenn das auch nur als eine bloße höfliche Redensart, die niemand ernst nimmt, gelten muß, so habe ich darüber hinaus mancherlei andere Erfahrungen gemacht, sodaß ich den Spanier für den höflichsten Menschen erklären muß, den ich auf meinen Reisen bis jetzt kennen gelernt habe.

Die Spanierin gilt als besonders schön. Ich habe auf den Straßen aufgemerkt, aber feststellen müssen, daß es wie überall schöne und weniger schöne Frauen gibt, und daß auch in Spanien die schönen die Minderzahl bilden. Freilich mit einer Einschränkung. Als Südländerin blüht die Spanierin früh und prächtig auf und verblüht ebenso schnell. Deshalb sieht man auffallend viel hübsche Mädchen und Jungfrauen, klein und zierlich, mit vollendeter Anmut. Die jungen Frauen sehen in ihrem hochgeschlossenen schwarzen Kleide mit dem hohen Kamm und dem darüber gebreiteten schwarzen Spitzentuche, aus dem das weißgeschminkte Gesicht mit den dunklen Augen wie aus einem Rahmen hervorschaut, wie Fürstinnen aus. Nur müßten sie ein wenig größer sein. Mit den Jahren aber nimmt der Leibesumfang zu, die Frauen von der Mitte der Zwanziger an sind mehr oder weniger dick. Auf der Straße bewahrt die Spanierin auch Haltung. Sie breitet etwas wie Unvertraulichkeit um sich. Und wohltuend fällt es einem auf, daß das geile weibliche Gebaren anderer Großstädte in Spanien keine Statt hat. Man sieht auch in den Cafés wenig Frauen. Das ist auch ein maurisches Erbe, das die Frau ins Haus hinter die vergitterten Fenster bannt. Landeskundige sprechen der Spanierin das Gemüt ab und sehen in dem Liebesgeflüster am Gitterfenster nur Getändel und vorübergehenden Liebesrausch.

Männer und Frauen aber legen großen Wert auf wohlbeschuhte Füße und blankgeputzte Schuhe.

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Rundschau



*** Die musikalische Nachbarschaft.** „Ich bin Klavierstimmer, gnädige Frau." — „Ich habe Sie doch gar nicht bestellt!" — „Nee, Sie nicht, aber die Nachbarschaft hat zusammengelegt!"

*

*** Unterricht.** „Herr Lehrer, was ist richtig: Ich kneife der Katze in den Schwanz, ich kneife die Katze in den Schwanz, ich kneife die Katze in dem Schwanz, ich kneife der Katze in dem Schwanz?" — „Das ist alles nicht richtig, man soll keine Tiere quälen."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.